Die erste russische Gesandtschaft.

Von Prof. Dr. Leo Brenner.

Im 17. Jahrhundert war Rußland (anderthalb Jahrhunderte nach seiner Befreiung von der Mongolenherrschaft) noch so tief in Barbarei versunken, daß es mit Westeuropa gar keine Beziehungen unterhielt. Als deshalb 1655 ein venezianischer Gesandter (Vimina) in Moskau erschien, war dies ein großes Ereigniß und der Zar Alekfei, der damals zum ersten Mal vom Vorhandensein Venedig's erfuhr (das doch zu der Zeit noch zu den Großmächten gezählt wurde) beschloß, sich das zunutze zu machen, um Venedig — anzupumpen. Er beauftragte deshalb den Wojewoda von Perejußlawl, Tschemodanow und einen Beamten Posnikow, mit einem Gefolge von 33 Personen als Gesandte nach Venedig zu gehen.

Dies war leichter gesagt als gethan. Zunächst brauchte man drei Monate zu den Vorbereitungen, und obgleich die Gesellschaft schon Anfang Juli 1656 von Moskau aufgebrochen war, konnte sie sich erst im September inArchangelsk einschiffen. Man hatte nämlich in Rußland von der europäischen Geographie keinen Begriff und mußte sich erst bei den wenigen im Lande vorhandenen Fremden (meist Deutsche) erkundigen, wie man es anstelle, nach Venedig zu kommen. Dabei hatte die Gesandtschaft nur sehr wenig Reisegeld mitbekommen, dagegen eine solche Menge von Waaren, namentlich Fellen und Pelzen, daß sie eher einer Karawane von Handelsreisenden glich. Die Gesandten sollten nämlich im Ausland 2000 Kilogramm Rhabarber und etliche tausend Zobelfelle verkaufen, um ihre Bedürfnisse zu bestreiten.

Ueber die ganze Reise findet sich in den von der russischen Regierung veröffentlichten „Denkschriften" von 1872 ein ausführlicher Bericht des Gesandten, der ungemein naiv ist und die fürchterliche Unwissenheit der Russen zeigt. So betont er, daß Venedig sehr weit von Rußland entfernt sein müsse, weil er von Archangelsk nach Livorno 3 Monate auf dem Meere gefahren sei, ohne irgendwo anzuhalten, und daß er dabei die „Entdeckung" gemacht habe, daß Frankreich und Spanien mit einander zusammenhängen, denn beider Küsten hätte er stets links gehabt. Auch wie er die fremden Ortsnamen verhunzt, ist zwerchfellerschütternd. Bemerkenswerth ist auch, daß die beiden Schiffe der Russen an der spanischen Küste bei Motril (zwischen Gibraltar und Malaga) von drei barbareskischen Seeräuberschiffen bedroht wurden, und alles Freudenthränen vergoß, als ein ernster Angriff unterblieb.

Weit interessanter und noch belustigender als der russische Bericht sind die amtlichen Berichte der Italiener in den Archiven von Livorno, Florenz und Venedig, denn sie allein geben einen Begriff von dem grotesken Eindruck, den die unglaublich rohe Aufführung der Russen in Italien machte. Diesen Archiven sind also auch die nachstehenden ergötzlichen Mittheilungen entnommen.

Das Erscheinen einer russischen Gesandtschaft hatte in Livorno mehr Aufsehen erregt als heutzutage eine solche vom Dalai Lama erregen dürfte. Tschemodanow, der glaubte, den Fremden durch hochfahrenden Hochmuth imponiren zu müssen, hatte besondere Ehren für sich in Anspruch genommen, wobei es um so ergötzlicher ist, wenn er in seinem Bericht an die Regierung jammert, er habe den Schiffern 17 Rubel für 78 Salutschüsse zahlen müssen, die 234 Pfund Pulver erfordert hätten. Damit im Einklang stand, daß die Russen noch vier volle Tage nach ihrer Ankunft die Schiffe nicht verlassen hatten, weil sie dies für „vornehm" hielten und erst die Ehrenschüsse abwarten wollten! Ebenso hatten die Russen keinen Begriff von der nackten Pflicht der Höflichkeit, Besuche zu erwidern, also auch den nicht, den der Statthalter von Livorno (Serristori) ihnen amtlich am Schiffe abstattete. Weil keiner der Russen eine andere Sprache als russisch verstand, war es ein Glück, daß in Livorno ein englischer Kaufmann Namens Charles Langland ansässig war, der Handelsbeziehungen zu Archangelsk unterhielt und als Dolmetscher dienen konnte. Weil er aber selbst nur nothdürftig russisch verstand, trieb er einen Deutschen Namens Hans Sachs auf, der als Dolmetscher eintrat.

Während ihres vierwöchigen Aufenthalts in Livorno hatten sich die Russen erst durch Hans Sachs über die politischen, geographischen und militärischen Verhältnisse zu orientieren, denn alles war ihnen neu und spanisch. Die neuesten Ereignisse in Europa erfuhren die Russen aus Zeitungen, von denen sie jammerten, daß sie dafür Zobelfelle im Werthe von 3½ Rubel zu zahlen gehabt hätten! Kann man schon aus alledem auf den Geiz der Gesandten schließen, so wird dieser erst recht durch den Bericht des venezianischen Gesandten Armano beleuchtet, der Folgendes erzählt: „Der Statthalter war unangenehm berührt, daß die Russen, welche mit so vielen Ansprüchen auftraten und für die sich 4 Wochen lang die toskanische Regierung Auslagen erwachsen ließ, ihm nur ein minderwerthiges Zobelfell von 1½ Rubel geschenkt haben. Bei'm Juden Moses Frank wollten sie Edelsteine kaufen, aber nur die Hälfte des Werthes zahlen. Dafür verlangten sie aber andererseits für die von ihnen mitgebrachten Waaren Preise, die 30 Prozent höher als der Marktpreis hier waren! Ueberhaupt sind die Russen ungemein filzig und wollen überall umsonst leben. Sie machen den Eindruck roher, gänzlich ungebildeter Menschen, welche nicht den geringsten Begriff von Lebensart haben und nicht einmal in eine Bauernschänke passen. Tschemodanow ist etwa 60 Jahre alt, Posnikow 40."

In Serristoris Bericht nach Florenz kommen die Russen noch schlimmer weg:

„Ueber unsere Küche wissen sie nur Lob; aber als wir ihnen verschiedene Weine zu kosten geben wollten, mengten sie alle durcheinander und tranken die Mischung. Zu Hause aber trinken sie nur Schnapps. Dabei musiziren sie fortwährend, weil sie sich einbilden, schöne Stimmen zu haben. Dos ist das nur Katzenmusik schlimmster Art. Auf der Gasse sind sie hochmüthig bis zum Aeußersten, zu Hause gar nicht würdevoll. Sie sind schweinisch, schlafen in ihren Kleidern und auf dem Fußboden, wobei sich die Gesandtschaft mit denselben Decken zudecken, die auch ihren Dienern dienen. Ich lud sie zum Ball, aber vor diesem tranken sie sich mit Schnapps an, dann bekreuzten sie sich bei'm Anlegen jedes Kleidungsstückes und verrichteten vor ihren Heiligenbildern, deren welche in allen Ecken stehen, ihre Andacht. Am Ball selbst saßen sie die ganze Zeit unbeweglich auf ihren Stühlen und thaten nichts als trinken und die Damen ansehen, die ihnen sehr gefielen. Denn trotz seines Alters ist Tschemodanow sehr lüstern, spricht ungemein frei von den Damen, wollte wissen, ob und wie man für geschlechtliche Vergehen gestraft werde, auch wollte er gerne die Frau eines Arztes haben, die ihm bei einer Spazierfahrt durch ihre Schönheit auffiel. Man hatte Mühe, ihm diesen Versuch, wie auch einen anderen auf die schöne Frau eines Krämers auszureden. Er wunderte sich, daß es bei uns keine weibliche Bedienung gäbe und sprach die Hoffnung aus, solche in Florenz und Venedig zu finden.

Mit dieser Eigenschaft stimmt schlecht die von den Russen zur Schau getragene Frömmigkeit. Den ganzen Tag bekreuzen sie sich und beten vor den Heiligenbildern; immer haben sie Gottesdienst und stehen mit brennenden Kerzen herum. Man sieht aber, wie dies alles nur mechanisch geschieht und sie dabei sehr zerstreut sind. Wenn Gottes Namen genannt wird, beugen sie die Knie, wenn aber des Zaren Namen genannt wird, werfen sie sich der Länge nach auf den Boden, daß ihre Stirn krachend auf die Fliesen schlägt.

Ihre Roheit kennt keine Grenzen. Als ihr Pop sich einmal wieder einen Rausch angetrunken und dabei die Dienerschaft bedroht hatte, banden ihn die Gesandten auf 24 Stunden an einen Bettpfosten. Einen ebenso betrunkenen Diener legte sie auf 72 Stunden zwischen ein Bett und die Wand auf den Boden. Am vierten Tag durfte er wohl aufstehen, mußte aber sonst noch in dieser Lage bleiben. Einen anderen betrunkenen Diener schlugen sie dermaßen unmenschlich mit einem Scheit Holz, daß er sich losriß, davonlief und in der Stadt so gut versteckte, daß man ihn nicht wiederfand. Dann hätte unsere Polizei ihn suchen sollen. Bei ihrer Abreise waren 10 Personen ihres Gefolges krank, darunter zwei wegen der erhaltenen unmenschlichen Prügel.

Als wir uns wunderten, daß die Gesandten weder rauchten noch schnupften, sagten sie un. daß der Zar als weiser und frommer Mann verhindern wollte, daß die Menschen auch noch mit der Nase sündigen, daher habe er befohlen, daß jedem Russen, der rauche oder schnupfe, die Nase abgeschnitten werde und wer Tabak verkaufe oder verschenke, der erhalte ein paar Dutzend Hiebe mit einer Peitsche, „Knut" genannt. Das soll aber fürchterlich sein.

Als sie in ein Bad gingen, wunderten sie sich, daß dort nicht auch nackte Frauen mit den Männern zusammen baden, „so wie dies in Rußland der Fall sei." Obwohl nun das Bad eigens für sie einen ganzen Tag lang stark mit Holz geheizt wurde und verschiedene Personen aufgenommen worden waren, sie zu bedienen, gaben sie zum Schlusse nicht mehr als 2 Kupfermünzen „Kopejek" genannt. Als aber ein Geistlicher einen solchen Kopejek für seine Münzensammlung erbat, wollte man ihn nicht schenken, sondern der Abbe mußte ihn kaufen. Auch die Musikanten, die ihnen aufspielten, erhielten nicht mehr als einen solchen Kopejek (2 Pfennig!) Dafür wollen sie aber alles geschenkt haben, was sie sehen. Wenn man ihnen Lebensmittel gab, aßen sie erst jene, die sich am wenigsten halten. Den feinen Wein verstanden sie nicht zu würdigen, denn sie meinten, es wäre besser, aus ihm Schnapps zu machen. Während es sonst Sitte ist, auf den Schiffen die Ueberreste an Bord zu lassen, haben sie alles sorgfältig an's Land gebracht und zur weiteren Verwerthung aufbewahrt. So verkauften sie auch 60 Schinken, weigerten sich aber, die gesetzliche Schlachtsteuer zu zahlen, so daß ich Mühe hatte, mit dem Pächter dieser Steuer in Ordnung zu kommen.

Der Abbe Lorenzoni hat aber die Gesandten doch hineingelegt! Als sie wieder einmal sich von Musikanten aufspielen ließen und dafür nichts zahlen wollten, sagte ihnen Lorenzoni, daß dies nicht angehe. Tschemodanow entschuldigte sich, er habe kein kleines Geld bei sich, das kleinste seien hier 2 ungarische Dukaten. Als der Abbe diese zum Ansehen in die Hand nahm, fiel ihm ein, sie den Musikanten zu schenken und dem Gesandten weis zu machen, er habe ihn so verstanden, daß er die Dukaten den Musikanten schenken wolle. Darob war der Gesandte wüthend und redete den ganzen Abend kein Wort weiter.

Wenn sie mit unseren Kutschen fahren, geben sie auch den Kutschern kein Trinkgeld, sondern sie lassen diese mit sich kommen und geben ihnen dann ein Glas Schnapps in dem goldenen Becher, aus dem sie selbst tranken. Zwei Kapuziner, die sie im Namen Gottes gebeten hatten, ihnen doch für ihre Kranken etwas Rhabarber zu schenken, mußten den ganzen Nachmittag lang darum betteln, bis ihnen endlich Abends die Russen eine halbe Unze davon schenkten.

Den Moses Frank prellten sie in folgender Weise: sie kauften von ihm für 300 Dukaten Schmuck und versprachen Zahlung am nächsten Tag. Als der Moses kam und Geld wollte, sagten sie, sie hätten kein Geld und würden ihm den Schmuck zurückgeben, was aber Moses ablehnte. Sie hätten nämlich mittlerweile die Steine vertauschen können. Da drohten sie ihm, sie würden ihn zum Fenster hinauswerfen und schließlich schüchterten sie ihn so ein, daß er sich mit einer sehr kleinen Menge Rhabarber dafür als Zahlung begnügte. Hrn. Pietro Avach, der von ihnen Zobelfelle kaufen wollte, ließen sie diese vor der Zahlung gar nicht sehen und nach der Zahlung gaben sie ihm minderwerthige.

Obwohl sie im Hause des Herrn Langland, wo sie wohnen, alles umsonst geliefert bekommen, schicken sie obendrein ihre Diener in die Küche und lassen dort noch Brod stehlen, das sie zu ihrem Kaviar essen, von dem das ganze Haus stinkt, daß Herr Langland jetzt schon eine Menge wohlriechender Essenzen ankauft, um das Haus, nachdem der letzte Russe es verlassen hat, gründlich ausräuchern zu lassen. Als sie mir den Abschiedsbesuch machten, wobei sie drei Stunden blieben, hinterließen sie einen solchen Gestank, daß ich drei Tage lang räuchern mußte, ihn los zu bekommen. Deshalb dürfte Herr Langland wohl wochenlang dazu brauchen.

Ihre Schmutzerei zeigt sich übrigens aus daraus, daß sie, als sie erfuhren, daß man von der Grenze von Venetien bis Venedig nur einen Tag reise, höchst ungehalten wurden und meinten, der venezianische Gesandte Vimina sei in Rußland 1000 Meilen auf Kosten des Zaren gereist und nun sollten sie nur einen einzigen Tag auf fremde Kosten reisen! Auch wollten sie bei der Weiterreise nach Florenz alle noch vorhandenen Reste und sogar die leeren Fässer in vier Barken mit sich nehmen unter dem Vorwand, es sähe vornehmer aus, wenn man mit viel Gepäck reise.

Auf den Straßen haben die Russen stets Zusammenrottungen veranlaßt, weil ihr Aufzug so seltsam ist. Ihre Kleidung ist so barbarisch und unpraktisch, daß sie z. B. sich tief bücken, wenn sie aus ihren Taschen etwas nehmen wollen, und deshalb wohl verbergen sie ihre Taschentücher in ihrer Mütze!

Bei'm Essen benehmen sie sich wie wahre Schweine.

Unbefangen nehmen sie Bissen aus dem Mund und legen sie halbzerkaut in die Schüssel zurück. Bei sich essen sie nur mit den Fingern, aber bei uns bemühen sie sich, es uns nachzumachen und mit Besteck zu essen. Dabei stellten sie es aber so an, daß sie mit der Hand die Stücke aus der Schüssel nahmen, auf die Gabel spießten und diese dann zum Mund Höhepunkt überschritten. Nacht für führten! Ich habe ihnen durch den Dolmetscher zu verstehen geben lassen, daß sie in Florenz nicht so viel Gestank verbreiten sollen; für ihre Diener dürfte dies wenig nützen, weil diese nie ihre Kleider wechseln und von den Gesandten keine neuen erhalten. Aber letztere selbst sind nicht derart, daß man sie ohne Bedenken in eine unserer Hofkutschen setzen könnte.

Die Dienerschaft schläft auf dem Fußboden und deckt sich mit dem zu, was eben zur Hand ist; andere schlafen auf Pritschen und bedecken sich mit Fellen, die dann verkauft werden. Herr Langland gab den Gesandten Matratzen und Bettstellen, aber jene entfernten die ungewohnten Matratzen und schliefen innerhalb der Bettstellen auf dem Boden.

Sie haben auch einen Polen als Dolmetscher der Tschemodanow zu besänftigen suchte, als dieser einen Diener barbarisch abstrafen wollte. Zur Antwort spie ihm der Gesandte in's Gesicht, wie er dies immer jenen thut, die sein Mißfallen erregen. Und dann verlangte er noch obendrein vom Polen, er solle ihm die Füße küssen. Und als nun der Pole sich wirklich bückte, gab ihm der Gesandte einen solchen Faustschlag, daß jener sich überstürzte, arg am Kopfe verletzte, mehrere Tage bettlägerig war und noch jetzt zu Bette liegt.

Dabei giebt es unter den Russen selbst Prügeleien zwischen beiden Gesandten und ihren Dienern, sowie auch an verrufenen Orten zwischen den Russen und den Kupplern, wenn jene nicht zahlen wollten.

Von diplomatischen Regeln haben die Russen gar keinen Begriff. So fragten sie mich täglich, ob nicht ein eigenhändiger Brief des Großherzogs Ferdinand für sie eingetroffen sei und wunderten sich darüber, daß keiner eintraf.

Beim Packen für die Reise nahmen sie sogar einige Päckchen Zwiebeln und verfaulte Citronen mit, weil diese auch verwendbar seien!

Als sie beim venetianischen Gesandten Armano eingeladen waren, und dort sechs Damen sahen, die sich mit hohen Summen am Glücksspiel betheiligten, waren die Gesandten sprachlos darüber, wie man denn ein Spiel spielen könne, das nur vom Zufall abhänge, wobei man also auch verlieren könne. Es scheint demnach, daß die Russen nur solche Spiele spielen, bei denen sie bemogeln können.

Lächerlich ist auch das Staunen der Russen über unsere steinernen Paläste, denn in Rußland giebt es nur hölzerne Häuser — nach Vimina's Behauptung lediglich elende Baracken. Auch ist es verwunderlich, daß sie wohl überall ihre Heiligenbilder mitschleppen, aber keine Waffen!"

Also war das erste Auftreten der russischen Diplomatie in Westeuropa!

Der deutsch-österreichische Handel in Marokko.

Zu den französischen Eisenbahngesellschaften, die unter den kriegerischen Ereignissen besonders zu leiden hatten, gehört die „Paris—Lyon—Mediterranee". Die Einnahmen dieser Gesellschaft, die im Oktober v. J. nur 42% derenigen des Oktobers 1913 betragen hatten, blieben am Schluß des Jahres 1914 mit 92 Millionen Franken hinter denen von 1913 zurück, und die Gesellschaft sah sich genöthigt, Staatsunterstützung in Anspruch zu nehmen. Die „P.-L.-M." sucht Entschädigung in Marokko und hat vor einiger Zeit an die französische Industrie zur Verdrängung der deutsch-österreichischen Einfuhrartikel in Marokko einen Aufruf erlassen, der infolge der mächtigen Organisation der Gesellschaft eine weite Verbreitung gefunden hat. Darin wird die Erschließung Marokko's als das verdienstvolle Werk der französischen Militär- und Civilbehörden in der üblichen Weise gepriesen und den französischen Industriellen und Kaufleuten die Verdrängung des deutsch-österreichischen Handels, der in perfider Weise die von Frankreich gebrachten Opfer für sich ausgenutzt habe, als nationale Pflicht hingestellt, deren Durchführung um so leichter sei, als gegenwärtig der Handel zwischen Marokko einer- und Deutschland und Oesterreich-Ungarn andererseits völlig unterbunden und das „Office du gouvernement cherifien et du Protectorat de la Republique francaise au Maroc, 34 Galerie d'Orleans (Palais Royal)" in Paris in die Lage gesetzt sei, über den deutsch-österreichischen Handel die genauesten Auskünfte zu geben.

Sie lernen schon deutsch.

In einem Feldpostbrief von einem Hamburger Feldgrauer, der an der Westfront steht, heißt es:

— — Noch immer liegen wir in unserem alten Korpsabschnitt. Ab und zu verschiebt sich die Bataillonsstellung um einige Kilometer, wir bleiben aber immer in dem uns bekannten Gelände. Einzig unser Ortsquartier wechselt häufig. Unsere Stellungsbuddelei hat jetzt ihren Nacht haben wir mit dem Spaten gefochten. Endlich ist die Hauptarbeit gethan. Große, granatensichere Unterstände anzulegen ist jetzt unsere Arbeit. Für zehn Mann müssen sie Raum bieten. 25 Stufen tief liegt so ein Keller. Die Ausstattung für einen solchen Raum läßt sich ja bedeutend besser anfertigen und gemüthlicher, als in so einem kleinen Rattenloch, wie wir sie im letzten Winter hatten, und die uns innerhalb 8—10 Tage wohl dreimal über dem Kopf zusammengebrochen sind. Ueberhaupt wird dieser Winter wohl nicht so schlimm wie der letzte. Anmarschwege sind gebessert, gedeckt und mit festem Grund versehen. Entwässerungsanlagen für Wege und Schützengräben sind mit großer Sorgfalt ausgeworfen. An allen Stellen, Kreuzungen im Graben, sind kleine Drainröhren gelegt. Hoffentlich haben wir Nutzen von unserer Arbeit und säuft uns unsere Stellung im Winter nicht doch ab. Da wir an einer Höhe liegen, haben wir viel mit dem Wasser zu schaffen. Von unserem Gegenüber bekommen wir immer noch nichts zu sehen. Er belegt unsere Stellung, so oft es ihm paßt, mit einem Hagel von Granaten und Schrapnells. In den Nächten ist er sehr unruhig. Leuchtkugeln sind andauernd hoch, und Kleingewehrfeuer gibt es bis zum frühen Morgen hin. Er hat wohl Angst vor unseren Patrouillen, die ihm mächtig auf den Pelz gehen. Gegen Morgen sagen wir uns dann gegenseitig die Liebenswürdigkeiten mündlich. Von der Waldstellung und der stehenden Patrouille aus ist die Entfernung ja nur 200 Meter bis zum Franzmann, da geht die Unterhaltung schon drahtlos. Interessant ist, daß der Franzose schon deutsch reden gelernt hat...

Preußische Soldatenkinder.

Bekanntlich hat die deutsche Kronprinzessin die Theilnahme weitester Kreise für die Sicherung der Zukunft der deutschen „Kriegskinder" aufgerufen. Dieses erinnert lebhaft an jenes Kapitel der preußischen Armeegeschichte, das „Soldatenkinder" überschrieben ist und unter den Königen Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große so manche Sorge an allerhöchster Stelle verursachte. Nach den interessanten Mittheilungen des Divisionspfarrers Erich Schildt im Archiv der Brandenburgia war die Zahl der Soldatenkinder in dem preußischen Heere erstaunlich groß, weil das Heirathen der Unteroffiziere und Gemeinen „zur Steigerung der Population" von oben her in jeder Weise befördert wurde. Der reformirte Stabsfeldprediger Daniel Küster, ein Theilnehmer des Siebenjährigen Krieges, rechnete im Durchschnitt auf je 1000 Mann 500 Kinder, sodaß nach seiner Meinung gegen Ende der Regierung Friedrich's des Großen „die auf 200,000 Mann angestiegene Armee gewiß 100,000 Söhne und Töchter zählte". Schon im Jahre 1740 hatte das aus dem Potsdamer Riesen-Regiment nach seiner Auflösung hervorgegangene Grenadier-Garde-Bataillon allein 543 Kinder. Und eine „Seelenliste" der Berliner Garnison vom Jahre 1776 berechnet deren Stärke ohne die Beurlaubten, die mit ihren Frauen und Kindern auf dem platten Lande lebten, auf 18,052 Köpfe, wozu 5526 Soldatenfrauen mit 6662 Kindern gehörten. Diese Soldatenfrauen und Soldatenkinder wurden bis zum Umgestaltung des Heeres in und nach der Franzosenzeit als zur Armee gehörig betrachtet. Ihr Leben und Treiben wird in K. Fr. v. Klöden's „Jugend-Erinnerungen" und anderen Selbstbiographie'n der Zeit anschaulich geschildert. Es war ein ziemlich ausgelassenes junges Volk, das in den sogenannten Regiments- oder Garnisons-Schulen nach der friederizianischen Anweisung „nicht zu gelehrten, sondern nur vernünftigen Christen" erzogen werden sollte, die nach dem Bürgerideal jener „guten alten Zeit" Gott und ihrem Landesherrn gehorchten und „einen Wandel führten, der Gott und Menschen wohlgefiele". Der Unterricht dieser Soldatenkinder war weit besser, als der in den friederizianischen Landschulen. Es wird stets eine Merkwürdigkeit in der Geschichte der deutschen Volkserziehung bleiben, daß bei diesen Regiments- und Garnisons-Schulen zu Berlin und Potsdam die Durchführung der Erziehungsideale Rousseau's, Jean Paul's und Pestalozzi's zuerst außerhalb der höheren Schulen praktisch versucht wurde. Besonders war es den rastlosen Bestrebungen des berühmten Pädagogen Eberhard v. Rekow auf Rekahn zu verdanken, daß die Soldatenkinder der sterbenden alten Armee die ersten preußischen Volksschüler waren, die nach „modernen" Grundsätzen erzogen wurden.

Abonnenten, die den „Deutschen Correspondenten" nicht pünktlich oder unregelmäßig erhalten, sind gebeten, der Office davon per Telephon oder schriftlich Mittheilung zu machen.

Elementare Handelslehren.

Unter dieser Ueberschrift finden wir in der chinesischen „National Review", die in Shanghai erscheint, folgende bissige Bemerkung:

„Britische Kaufleute haben in diesem Theil der Welt und wahrscheinlich auch in anderen seit Jahren über deutsche und andere Conkurrenz gewimmert, aber die Vernachlässigung der elementarsten deutschen Grundsätze, der in einem neuen Bericht des britischen Consuls in Hangchou enthüllt oder vielmehr verhüllt wird, kann als ein Zeichen allgemeiner Praxis gelten, und wir sind nicht überrascht zu hören, daß jeder der Deutschen, der Japaner, der Fidji-Insulaner oder Kanaken im Stande gewesen ist, die Engländer zu überholen. Der Bericht verlangt nämlich: Kataloge sollen sowohl in Chinesisch, als auch in Englisch gedruckt, stets die Preise hinzugefügt und die angebotenen Artikel öffentlich beschrieben werden, die Namen der Shanghaier Agenten, bei denen Käufe gemacht werden, sollen hinzugefügt und der Handelsmarke oder anderen Merkzeichen besondere Wichtigkeit beigelegt werden. Dieses Alles ist sicher ganz elementar und sollte besonderer Betonung, sei es in einem Consulatsbericht oder sonst irgendwo, gar nicht nöthig haben. Die Thatsache, daß diesen Bemerkungen ein Platz in einem Consulatsbericht eingeräumt worden ist, scheint einem Eingeständniß gleichzukommen, daß ein gut Theil gegen die elementaren Regeln gesündigt worden ist.

Die Wichtigkeit von Handelsmarken hätte doch wahrlich schon längst von Allen anerkannt werden sollen, die Handel mit China haben oder zu haben wünschen, besonders wenn man sich dessen erinnert, was in einem anderen Consulatsbericht gestanden hat. Der Consul Seiner Britischen Majestät in Fuchou weist namentlich im Verlaufe dieses Berichts über den Handel während des Jahres 1914 darauf hin, daß in Fukien chinesisches Petroleum als Ersatz für amerikanisches oder Sumatra-Petroleum verkauft wird, wobei die hauptsächlichsten Käufer ungebildete Leute wären, die durch die Aehnlichkeit der Etiketten leicht getäuscht werden können. Eines der Erfordernisse der Freundschaft ist eine gewisse Gemeinsamkeit der Interessen und eine gewisse Verwandtschaft in Bezug auf Ideale und in anderen Beziehungen. Die japanische Freundschaft für Großbritannien zeigt diese zarten Aufmerksamkeiten in der Form der Nachahmung, die ja die höchste Schmeichelei ist. Gleiche Handelsmarken zeugen von gleichen Zielen und werden zweifellos mit der Zeit eine bereits innige Freundschaft noch weiter befestigen."

Den ausgezeichneten Ausführungen des chinesischen Journalisten ist nichts hinzuzufügen.

England's Waffenbrüder.

Das Septemberheft der „Church Missionary Review," des Organs der „Englisch-Kirchlichen Missions-Gesellschaft," bringt folgende anschauliche Schilderung von den Sitten der polinesischen Maoris, die, wie viele andere ihres gleichen, das Dunkel der Urwälder verlassen haben, um bei der Ehrenrettung der „Kultur" nicht zu fehlen: „Neu-Seeland. Eine Abtheilung Maoris ist bei der britischen Streitmacht in Gallipoli eingetroffen. Sie sind die ersten polinesischen Truppen, die man über das Meer herbeigebracht hat, um für das Mutterland (!) zu kämpfen. Nach einer Ansprache des Generals führten die Maoris einen Kriegstanz auf, dessen Chorführer ein Maori war, der hinter seinem Namen die Buchstaben M. A. L. L. D. („magister artium" und Doktor der Rechte) schreibt. Ein Offizier der Truppe gibt davon folgende Beschreibung: Die Maoris, Gemeine wie Offiziere, stellten sich in Reih und Glied. Mit herausgestreckten Zungen, mit rhythmischem Klatschen der Hände auf Schenkel und Brust, mit einem gemeinsamen tiefen a—a—ah, das sie plötzlich unterbrachen, begannen sie den „Maori haka" — den Kriegstanz. Mit schriller hoher Stimme intonirte der Führer die Solostellen, worauf der Chor herausbrüllte. Als die Tänzer in größere Aufregung geriethen, hallte das Stampfen ihrer Füße durch die Schluchten von Gallipoli. Der Führer schrie bald mit wüthender Stimme, bald wurde seine Stimme zu einem leisen, doch vollkommen hörbaren Wispern, und als er sich zum Boden niederduckte, nahmen seine Leute hinter ihm dieselbe Stellung ein. Plötzlich nach einem einmüthigen Gebrüll endete der Gesang mit Zischen, Aufstampfen des rechten Fußes und dem Donner der den harten Boden klatschenden Hände. Hundert Meter entfernt lauschten in den türkischen Schützengräben die erschreckten Muslims dieser das Blut erstarren machenden Serenade". Ob dieses Bild nicht doch hier und da in England einen etwas peinlichen Eindruck hervorrufen mag? Das ewige Geschrei: „Rettet die Kultur vor den deutschen Barbaren!" und dann diese Menschenfresser als „berufene" Waffenbrüder!

Kurzer Besuch.

Aus der Sprachecke des „Allgemeinen Deutschen Sprachvereins": Zu merkwürdigen Ergebnissen kommt man, wenn man auf Grund des deutschen Fremdwörterbuches von Hans Schulz, dem tüchtigen, vor kurzem gefallenen Freiburger Gelehrten, vergleichende Betrachtungen über das Alter unserer Fremdwörter anstellt. Das dem Lateinischen entstammende Wort „Fundament" lebt schon fast ein Jahrtausend in unserer Sprache, gleichwohl ist es bis heute nicht recht heimisch geworden, sondern es bleibt in seinem Gebrauch auf die Welt der Baulente und Gelehrten beschränkt. Von dem Wort „interessant", dem beliebtesten aller Fremdwörter, fällt es einem schwer zu glauben, daß Jahrhunderte ohne es auskommen konnten, und doch taucht es erst 1740 zum ersten Male auf. Viele Fremdwörter nehmen noch einen kürzeren Aufenthalt bei uns. So sind gegenwärtig ein paar im Verschwinden, die nur etwa 100 Jahre oder gar nur ein paar Jahrzehnte unsere Muttersprache „zierten". Erst die französische Revolution brachte uns das „Defizit"; kurz zuvor hatte sich die „Decharge" eingenistet. Jetzt sind beide so gut wie außer Gebrauch. Nach dem Jahre 1850 bürgerte sich die „Enquete" ein und nach 40 Jahren war es bei unseren Gesetzgebern so bevorzugt, daß 1891 unser Kaiser offenen Widerspruch gegen diesen Fremdling erhob. Heute veranstaltet man nicht mehr „Enquoten", sondern Rundfragen oder Erhebungen. Nach dem Kriege von 1870 schufen fremdwortfrohe Deutsche aus dem französischen Worte „avantage" das unfranzösische „Avantageur"; es hielt sich kaum ein Menschenalter. Das Fremdwort „Expropriation" finden wir zuerst 1804 gebucht; als um die Mitte des Jahrhunderts die Bauten von Eisenbahnen und Kunststraßen häufig Enteignungen forderten, hallten die Landtagssäle von dem gräßlich klingenden Worte „Expropriation" wider. Heute hört man es nur noch selten. Vor rund 50 Jahren begann man eine gefeierte Sängerin als „Diva" zu preisen; schon vor der Judasthat Italien's war dieses italienische Wort wieder verschwunden. Wir dürfen hoffen, daß auch Hunderte von englischen Fremdwörtern, die in den letzten Jahrzehnten unsere liebe deutsche Sprache überschwemmt haben, nur eine kurze Gastrolle geben werden. Der „Star" auf der Bühne, die „Messenger Boys" auf der Straße, der „gentleman" mit seinem „fairen" Verhalten waren ja auch nur auf kurzen Besuch bei uns.

Lob der Zeitung.

In der „Münchener Medizinalen Wochenschrift" spricht Dr. Weisbach: Die vorzüglich wärmende Wirkung des Zeitungspapiers in Form von Einlegesohlen oder Fußlappen darf ich als bekannt voraussetzen, möchte nur erwähnen, daß diese Anregung, die im vorigen Herbst durch die Presse ging, von unseren Mannschaften dankbar begrüßt und in der That als sehr nützlich empfunden wurde. Von demselben Gesichtspunkt ausgehend, haben wir Zeitungspapier zu Gelenkpackungen bei leichten rheumatischen Beschwerden mit bestem Erfolge verwendet. Es läßt sich besonders gut zu Schulter- und Ellenbogen-Packungen verwenden, da es zwischen Hemd und Unterjacke ohne besondere Fixirung gut in der gewünschten Lage bleibt und die Bewegungsfreiheit nicht behindert. Auch zu feuchten Umschlägen benutzen wir des Oefteren Zeitungspapier. Es wurde erst in mehrfacher Lage um Hals oder Brust gelegt, mit einer Binde leicht fixirt und hierauf gut durchfeuchtet; es verwandelt sich bald in eine zähbreiige Masse, die die Feuchtigkeit lange hält. Zur Bedeckung dieses Umschlages diente, wenn der theure wasserdichte Stoff ausgegangen war, das allbekannte gelbe Einwickelpapier von Liebesgabenpäckchen. In großen Mengen hat Zeitungspapieir auch Verwendung gefunden zur Füllung von Strohsäcken in den Barracken. Sicherlich ist es ein geeignetes Lagermittel, nur wird es in der Form ganzer oder zertheilter Bogen bald zu einer brettharten Masse zusammengelegen. Durch maschinelles Zerschneiden in feine Streifen würde man in ihm sicher gutes Füllmaterial erhalten. Die Elastizität könnte dadurch erhöht werden, daß jeder Streifen ein Rotationsmoment im Sinne einer spiraligen Drehung um seine Längsachse erhält. Da die Erfahrung lehrte, daß Lager aus Papier insektenfreier bleiben als solche aus Stroh oder Holzwolle, ließ ich in jeden Strohsack bei jedweder Füllung etliche Bogen Zeitungspapier mit hineinstopfen.